

HAPPY END

Die Liebe im Postfeminismus

Jana Scherle

HAPPY END

Die Liebe im Postfeminismus

Jana Scherle

Happy End – Die Liebe im Postfeminismus

1. Auflage 2024

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Jana Scherle

Compagnie Felix Ruckert Berlin e. V.

Raabestr. 13

10405 Berlin

Deutschland

Idee: Jade-Marie Czesnick

Lektorat: Dennis Trendelberend

Korrektorat, Cover, Grafiken & Buchsatz: Tanja Giese,

www.im-selbstverlag.de, in Kooperation mit www.misabookdesign.de

Druck und Distribution im Auftrag der Autorin: tredition GmbH,

Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Germany

Softcover: ISBN 978-3-384-22787-4

Hardcover: ISBN 978-3-384-22788-1

E-Book: ISBN 978-3-384-22789-8

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der eng bemessenen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar, sofern keine vorherige schriftliche Zustimmung der Autorin eingeholt wurde. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, die öffentliche Zugänglichmachung und die Einspeicherung sowie Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Vorwort	7
Das aktuelle Standardnarrativ	13
Die Beziehungsrolltreppe	14
Wie konnte es dazu kommen?	21
Primatenforschung	21
Die Gattung Homo	31
Kognitive und neolithische Revolution	36
Matrilinearität	42
Monogamie im Patriarchat	44
Die Frauenbewegung	51
Was machen wir jetzt?	67
Sozialkonstruktivismus	78
Postfeminismus	82
Alternative Beziehungsmodelle	89
Beziehungsanarchie	90
Die offene Zweierbeziehung	94
Polyamorie	99
Nachwuchs	102
Sexpositive Räume	105

Wie machen wir das?	109
Sexualität	109
Fortpflanzung	112
Intimität	113
Der Beziehungsraum	114
Patchworkfamilien	121
Eifersucht	128
Das innere Kind	132
Loyalität	141
Schlusswort	145

Vorwort Als kleines Mädchen bin ich wie viele Kinder meiner Generation, die um die Jahrtausendwende herum geboren sind, zwischen den Haushalten meiner getrennt-lebenden biologischen Eltern gependelt. Die beiden hatten schon vor meiner Geburt entschieden, dass sie auch im Falle einer räumlichen Trennung bis zu meiner Volljährigkeit im selben Berliner Stadtbezirk wohnen bleiben würden. Ein Kinderzimmer hatte ich bei meiner Mama und meinem großen Bruder und das andere eine S-Bahnstation entfernt bei meinem Papa und meiner Bonusmutter. Die Wege waren also immer kurz und ich konnte sie früh allein bewältigen. Obwohl ich das selten tun musste, denn bis weit in die Grundschulzeit hinein trafen sich meine Elternteile auf meinem Lieblingsspielplatz. An der Hand des einen kam ich an und wir verbrachten ein wenig gemeinsame Zeit, oft auch mit Freund*innen. An der Hand des anderen ging ich in mein anderes Zuhause.

Für mich war die Patchworkfamilie normal, sie funktionierte gut und ich fühlte mich geborgen. Meine damals beste Freundin Anna wuchs in einer ähnlichen Familienkonstellation auf. Für sie lief es aber nicht so gut, die Situation zwischen ihren Eltern war angespannt und sie litt darunter. Ich hatte also Glück – oder gab es Gründe? Heute

denke ich systemisch darüber nach. Als Grundschulkind grübelte ich: Warum waren die Eltern meiner Freundin und anderer Kinder nur so dumm?

In dieser Zeit heirateten mein Papa und meine Bonusmutter, während meine Mama weiterhin polyamor lebte. So konnte ich beide Beziehungsformen – Monogamie und Polyamorie – mit all ihren Vor- und Nachteilen hautnah erleben. Anfangs habe ich das natürlich nicht bewusst wahrgenommen. Mir fiel nur auf, dass ich meine Mama mit ihren Partner*innen und Freund*innen fast immer nur lachend und glücklich erlebt habe – während mein Papa und meine Bonusmutter sich häufiger stritten und sogar manchmal unglücklich wirkten.

Mit 13 verliebte ich mich und rutschte in meine erste eigene monogame Beziehung. Julius war so alt wie ich, auch er war ein Patchworkkind und seine Familienerfahrungen ähnelten denen von Anna. Auch für ihn war es die erste Beziehungserfahrung und wir hatten Spaß daran, uns als erwachsenes Paar zu fühlen. Unsere ersten sexuellen Erfahrungen waren wahnsinnig aufregend und wir erfüllten uns gegenseitig unsere romantischen Vorstellungen: Pärchenrituale, gemeinsame Alltagsplanung und natürlich sexuelle »Treue«. Das ging einige Monate gut, bis sich einer von uns für etwas »Neues« interessierte. In unserem Fall war es Julius' »Untreue«, an der unsere Beziehung scheiterte. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob es sein sexuelles Interesse an einem anderen Mädchen war oder die Tatsache, dass er mich belogen hatte. Ging es um Sexualität oder um Loyalität? Damals habe ich die beiden Konzepte ungetrennt zusammengedacht und hatte den An-

spruch, dass sich sein gesamtes romantisches Interesse und seine Aufmerksamkeit allein auf mich konzentrieren.

Keiner von uns beiden hatte sich je überlegt, ob wir diese Beziehungsform wollen und ob wir mit allem, was sie impliziert, einverstanden sind. Nach dem Ende unserer Beziehung war ich wütend auf ihn und sehr traurig. Doch irgendwann begann ich, über meinen eigenen Anteil an dieser Enttäuschung nachzudenken: War es schlau, all diese Ansprüche an eine einzige Person zu stellen? Möchte ich meine nächste Beziehung genauso führen? Ist Julius einfach nur nicht der Richtige gewesen oder stimmt etwas mit dem Konzept der seriellen Monogamie nicht?

Ich hatte zwei Mütter, die sich für unterschiedliche Beziehungsformen entschieden hatten – die eine war unbeschwert und die andere nicht. Ich überlegte mir sehr bewusst, wie ich als erwachsene Frau leben wollte, und ein Abend ist mir dabei besonders im Gedächtnis geblieben. Ich hatte gemeinsam mit meiner Mutter, ihren Lebensgefährt*innen und einigen von deren Partner*innen eine Lesung besucht. Später aßen wir noch zu Abend in einer Eckkneipe. Alle unterhielten sich angeregt miteinander und lachten viel. In der ganzen Runde – nicht nur zwischen den Partner*innen – war eine offene und angstfreie Zärtlichkeit zu sehen und zu spüren. Und ich als erwachsenes Kind war mittendrin und fühlte mich in dieser Wahlfamilie geliebt und zugehörig. Das wollte ich nicht nur für mich, sondern auch für meine späteren Partner*innen und meine eventuellen Kinder. Dieser Abend gab vielleicht den Ausschlag dafür, poly sein zu wollen.

Mit 18 Jahren traf ich meine große Liebe Ram, einen

gleichaltrigen und mononormativ sozialisierten Mann. Dass wir bis heute zusammen sind, lässt mich staunen. Ram ist mit seiner alleinerziehenden Mutter und einer älteren Schwester aufgewachsen, während der Vater sich neu verliebt und, der Tradition serieller Monogamie folgend, eine neue Familie gegründet hatte. Über nichtmonogame Beziehungen hatte Ram noch nie nachgedacht und reagierte überhaupt gar nicht begeistert, als ich ihm meine Vorstellungen einer funktionierenden Beziehung eröffnete.

Da wir uns auf ein gemeinsames Beziehungsmodell einigen wollten, diskutierten wir intensiv über unsere gelern-ten Normen und selbstgewählten Werte. Dabei konnte ich auf die Erfahrungen und das theoretische Wissen meiner Mutter zurückgreifen. Mit großer Begeisterung betrach-tete und erörterte sie mit mir meine Fragen, Unsicherhei-ten und Ideen aus verschiedenen Perspektiven. Nächte-lang diskutierten sie und ich in unserer Küche und mir wurde klar, welches Glück ich hatte, auf einen so reichen Erfahrungsschatz zurückgreifen zu können. Gleichzeitig wurde mir bewusst: All ihre Geschichten, Gedanken und Formulierungen würden eines Tages mit ihr sterben.

Mein Bruder und ich baten sie deshalb, einfach aufzu-schreiben, was sie weiß. Das hat sie getan und hier ist das Ergebnis. Ich hoffe, ihr habt genauso viel Spaß beim Lesen wie ich.

Danke für alles, Mama!

Jade-Marie Czesnick

Dieses Buch entstand in Koproduktion
mit der Compagnie Felix Ruckert Berlin e. V.,
der als gemeinnützigem Verein die Einnahmen
aus der Publikation zufließen.

Dank an Judith Salamander und Matthias Gockel

Gewidmet Jade, Jonna, Senta, Neke und Lucas

Das aktuelle Standardnarrativ

Wenn ich mit Menschen ohne eigene Erfahrungen mit Mehrfachbeziehungen über dieses Thema spreche, kommt als Reaktion häufig der skeptische Einwand, es sei nicht möglich, mehr als einen Menschen zu lieben. Dann frage ich nach Geschwistern und eigenen Kindern und es stellt sich heraus, dass dies sehr wohl möglich ist. Natürlich sind Eltern in der Lage, mehr als eines ihrer Kinder zu lieben. Tatsächlich lieben sie jedes einzelne auf unterschiedliche Weise und der jeweiligen Phase angepasst mit unterschiedlicher Intensität. Als Nächstes folgt dann mit hoher Wahrscheinlichkeit der Einwand, die Liebe zu Kindern sei nicht mit der Liebe zu einem Beziehungspartner¹ vergleichbar, da bei jener Sexualität im Spiel sei und bei Kindern nicht. An dem Punkt wird es interessant, denn hier stellt sich die grundsätzliche Frage, was unsere Liebesbeziehungen definiert. Diese Frage ist essenziell und sollte beantwortet werden, ob wir uns nun für exklusive Beziehungen oder Mehrfachbeziehungen entscheiden.

¹ Anders als meine Tochter im Vorwort handhabe ich das Gender-Thema weniger konsequent. Für mich ist es dennoch selbstverständlich, dass stets alle Geschlechter gemeint sind, solange der Kontext nicht dagegenspricht.

Und wie viele von uns entscheiden sich tatsächlich bewusst für eine bestimmte Beziehungsform? Einer großen Anzahl der Menschen, mit denen ich über ihre Beziehungen spreche, begegnete die Thematik von Mehrfachbeziehungen oder offenen Beziehungen erst, als sie an der eigenen seriellen Monogamie zu verzweifeln drohte oder jemanden kennenlernte, der dieses Konzept lebt oder sich dafür interessiert. Oft beschäftigen sie sich dann zum ersten Mal damit und haben keinen eigenen Standpunkt, wollen ihre Beziehung aber erfolgreich gestalten und beginnen zu lernen. Das ist keine ideale Voraussetzung für das Erkunden der eigenen Beziehungsbedürfnisse, doch immerhin steht die Frage dann im Raum und verlangt nach Reflexion und Antworten. Für die meisten jedoch stellt sich die Frage nach alternativen Beziehungsmodellen gar nicht. Sie treffen in Bezug auf ihr angestrebtes Beziehungsmodell keine Entscheidung und folgen unhinterfragt einem Modell, das ich als Beziehungsrolltreppe bezeichnen möchte.

Die Beziehungsrolltreppe Der Begriff der Beziehungsrolltreppe wurde von der Journalistin Amy Gahran¹ entworfen und beschreibt das im Moment gültige Standardrepertoire gesellschaftlicher Erwartungen für das angesessene Verhalten in einer intimen Liebesbeziehung. Die Beziehungsrolltreppe besteht aus aufeinanderfolgenden Stufen mit klar erkennbaren Merkmalen und dem Ziel einer lebenslangen, sexuell und romantisch exklusiven, häufig auch behördlich registrierten Partnerschaft zwischen zwei Menschen.

1. Stufe Kennenlernen

Zwei Menschen lernen sich kennen und bleiben in Kontakt, sie flirten und treffen sich gelegentlich. Erfahrungen aus der Vergangenheit sowie persönliche Zukunftsvisio-nen werden ausgetauscht und auf Kompatibilität untersucht. Gemeinsamkeiten werden entdeckt oder imaginiert und erste Körperkontakte führen zum Aufbau einer eroti-schen Spannung.

2. Stufe Initiation

Die beiden umwerben einander und investieren Emotionen, ihre Körper produzieren vermehrt Hormone wie Dopamin, Adrenalin und Cortisol. Dies wird subjektiv als Verliebtheit wahrgenommen und als extrem angenehm empfunden. Abgesehen von einer kleinen Gruppe sehr konservativer Menschen finden spätestens auf dieser Stufe erotische und sexuelle Handlungen statt.

3. Stufe Beanspruchen und Definieren

Es kommt zur gegenseitigen Liebeserklärung, die unaus-gesprochen und wie selbstverständlich die sexuelle und romantische Exklusivität beinhaltet. In der Öffentlichkeit treten die beiden als Paar auf und verwenden übliche Bezie-hungsbegriffe wie »mein Freund/meine Freundin«. Freun-deskreise und Familien werden vorgestellt. Gemeinsamkei-ten werden betont und Differenzen fallen durch die immer noch hochaktive Hormonausschüttung nicht ins Gewicht.

4. Stufe Etablieren

Die Lebensrhythmen werden aufeinander eingestellt und auf die gemeinsam verbrachte Zeit bezogene Muster entwickeln sich. Engmaschige Kommunikation dient der gegenseitigen Versicherung und Bestärkung, beinhaltet aber auch die Erwartung an gegenseitige Rechenschaftspflicht über Aufenthaltsorte, Erlebnisse und mit anderen Menschen außerhalb der Beziehung verbrachte Zeit. Dies wird auf dieser Stufe in der Regel als interessierte Anteilnahme begrüßt und nicht als Kontrolle empfunden. Das Beziehungs-Wir entwickelt sich und wird nach außen präsentiert, beide Partner fühlen sich für einander verantwortlich und beziehen sich primär aufeinander. Andeutungen über eine gemeinsame Zukunft führen zu Gesprächen über Wünsche und Pläne, deren Umsetzung vorbereitet wird.

5. Stufe Verbindlichkeit

Nachdem die Paarbeziehung etabliert ist, erfolgt die Umorganisation der Lebensumstände: Ein gemeinsamer Haushalt wird gegründet. Das Paar ist nun den größten Teil der Zeit gemeinsam am selben Ort, Schlafzimmer und Finanzen werden geteilt. Unternehmungen und Urlaube werden miteinander abgestimmt und in der Regel gemeinsam verbracht. Die behördliche Registrierung der Paarbeziehung in Form der Eheschließung bringt finanzielle und juristische Veränderungen, die als vorteilhaft gelten. Bei gemeinsamem Kinderwunsch wird zum geeigneten Zeitpunkt ein Kind geboren oder adoptiert.

6. Stufe Fertigstellung

Das Kind wird großgezogen und bekommt möglicherweise noch Geschwister. Mindestens ein Elternteil etabliert sich beruflich und die ökonomischen Möglichkeiten der Familie wachsen. Ein Haus wird gebaut und Besitz zusammengetragen. Die Beziehung ist nun am Ziel und ihre Struktur bleibt stabil und statisch, bis einer der beiden Partner stirbt.

Soweit die Idealvorstellung. Die Stufen der Beziehungsrolltreppe unterscheiden sich je nach Kultur und Subkultur und verändern sich mit der gesellschaftlichen Entwicklung. Aber in unserer westlichen Kultur definieren diese Stufen in dieser Reihenfolge, ob eine Beziehung eine »ernst zu nehmende« Beziehung ist. Und sind damit der Maßstab für die Definition unserer Lebens- und Beziehungsziele, für die Auswahl unserer Partner, für die Bewertung unserer Beziehungen und die Beurteilung der Beziehungen in unserer Umgebung. Dieses Konzept wird in der Regel nicht bewusst analysiert oder infrage gestellt, sondern funktioniert als gesellschaftliches Narrativ. Es zu hinterfragen oder sich ihm zu verweigern, wird häufig mit Beziehungsunfähigkeit oder Egoismus assoziiert. Dies gilt auch für das Ignorieren des Einbahnstraßecharakters der Beziehungsrolltreppe. Die einzige gültige Option ist, sich von Stufe zu Stufe weiter tragen zu lassen oder sich zu trennen und mit einem neuen Partner wieder von vorn anzufangen. Beziehungen, die zu lange auf einer Stufe bleiben oder sich hin- und herbewegen, werden als problematisch und ineffektiv betrachtet.

Das Konzept der Beziehungsrolltreppe beruht auf dem Mythos vom richtigen Partner. Die eine Person, die es zu finden gilt und mit der sich der Wunsch nach immerwährendem Glück verwirklichen wird. Die Tatsache, dass in der Realität die Mehrzahl aller romantischen Beziehungen mit einer Trennung endet, in der Rolltreppenlogik also scheitert, lässt sich dann leicht damit begründen, dass es eben der falsche Partner war. Und die Realität zeigt, dass die meisten Beziehungen in endlicher Zeit ihren Zweck erfüllt, ihren Sinn verloren oder sich inhaltlich verändert haben. Der Mangel an Modellen, die es uns ermöglichen, diese Beziehungen gut abzuschließen beziehungsweise in eine andere Form zu bringen, hat dabei verheerende Folgen. Für die beteiligten Partner, die sich schuldig und inkompetent fühlen. Für Familien und Freunde, denn Scheitern bedarf einer Erklärung und eines Schuldigen und sie müssen Stellung beziehen. Und vor allem für die Kinder, die dem Gezänk der Erwachsenen ausgesetzt sind und deren Recht darauf, von liebevollen, ausgeglichenen und respektvoll miteinander umgehenden Bezugspersonen umsorgt zu werden, missachtet wird. Mit der abnehmenden Bedeutung großfamiliärer Verwandtschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert und der durch die Emanzipation der Frauen ausgelösten Krise der Kleinfamilie im 20. Jahrhundert wachsen inzwischen Generationen von Kindern in emotional und organisatorisch instabilen Bezugsguppen auf. Um als junge Erwachsene den eigenen Mangel an Geborgenheit und Sicherheit in der Kindheit wieder mit der kollektiven Halluzination vom immerwährenden Glück in der Zweierbeziehung zu verbinden und

tapfer zu versuchen, auf der Rolltreppe zum Ziel zu kommen.

Und ist es nicht so, dass die Rolltreppe manchmal auch funktioniert? Dass Menschen genau diese Stufen in genau der Reihenfolge durchlaufen und am Ende ihr Leben glücklich und zufrieden gemeinsam beschließen? Das mag sein. Aber es sind, wenn, dann wenige und ein Konzept, das nur in Ausnahmefällen hält, was es verspricht, sollte nicht länger der allgemein anerkannte gesellschaftliche Maßstab sein. Es ist wichtig, anzuerkennen, dass die Beziehungsrolltreppe eine soziale Konvention ist und auch wenn sie aktuell als eine Art sozialer Naturzustand betrachtet wird, ist sie doch nur eine Geschichte, die wir glauben können oder eben nicht.

